

Lothar Bluhm

Auf verlorenem Posten

Ein Streifzug durch die Geschichte eines Sprachbildes

Andreas Ackermann, Lothar Bluhm, Jan Hollm,
Stephan Merten, Michael Meyer, Anja Ohmer (Hg.)

KOLA
Koblenz-Landauer Studien zu
Geistes-, Kultur- und Bildungswissenschaften

Band 11

Lothar Bluhm

Auf verlorenem Posten

Ein Streifzug durch die Geschichte eines Sprachbildes

 Wissenschaftlicher Verlag Trier

Bluhm, Lothar: Auf verlorenem Posten.

Ein Streifzug durch die Geschichte eines Sprachbildes /
Lothar Bluhm.-

Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2012

(Koblenz-Landauer Studien; Bd. 11)

ISBN 978-3-86821-422-2

Umschlagbild: Feldpostkarte aus dem Ersten Weltkrieg
(Gazette des Ardennes)

Umschlaggestaltung: Brigitta Disseldorf

© WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2012

ISBN 978-3-86821-422-2

Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck oder Vervielfältigung nur mit
ausdrücklicher Genehmigung des Verlags

WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier

Bergstraße 27, 54295 Trier

Postfach 4005, 54230 Trier

Tel.: (0651) 41503

Fax: (0651) 41504

Internet: <http://www.wvttrier.de>

E-Mail: wvt@wvttrier.de

für Young-Mi Lee

Inhalt

Vorbemerkungen	1
1. „Rambo kämpft auf verlorenem Posten“ Zum medialen Leben einer Redensart	5
2. „in neuerer sprache ist <i>schildwacht</i> ungebräuchlich“ Form und Entwicklung des Idioms	12
3. „Trinkt aus, ihr zechtet zum letztenmal“ Ein Exkurs zum verlorenen Haufen	20
4. „eine gleichsam verlorene Wacht zu halten“ Die Metapher im 17. und 18. Jahrhundert	25
5. „Den ewigen Bildern treu, standhaft im Schauen“ Poetologische Topisierungen	34
6. „Ein preußischer Soldat flieht nicht“ Heroisierungen in der Literatur	62
7. „Haltung im Schicksal, Anmut in der Qual“ Resignation, Klage und Niedergang	80
8. „unschuldig schuldig, verfemt, geächtet, von allen“ Die Frau auf verlorenem Posten in der Unterhaltungsliteratur des 19. und 20. Jahrhunderts	98
9. „Wir sind in diese Zeit geboren und müssen tapfer den Weg zu Ende gehen“ Von der philosophischen Denkfigur zum politischen Topos	108
10. „den Tod ergreifen wie einen Kommandostab“ Der literarisch-politische Topos im Werk Ernst Jüngers	137
11. „Was hält Euch noch in diesem hoffnungslos gewordenen Krieg?“ Propaganda im Zweiten Weltkrieg	146

12. „zwei Linien [...] sind durchbrochen, noch halten wir in der dritten Stand“ Situierungen nach 1945	151
13. „Übrigens, komischerweise bin ich ganz guter Stimmung“ Der verlorene Posten seit 1950 in West und Ost	158
14. „Schon zurück, mein Oberon?“ Auf verlorenem Posten in der zeitgenössischen Literatur	179
15. „Ruhe bewahren. Alle Mann auf verlorenen Posten gehen“ Rückblick und Tröstung	195
Postskriptum	203
Literaturverzeichnis	205
Register	221

Vorbemerkungen

Der weise König Salomon in seinem Prediger am 12. Cap. vers. 12. saget: Viel Bücher machens ist kein Ende. Zielend sonders Zweifel auff unsre letzte Zeit / von welcher wir lesen in der Weissagung Danielis am 12. vers. 4. Daß in selber viel kommen werden / unnd grossen Verstand finden.

In der Grundsprach stehet für kommen / ein Wort – וטטשי
leschetetu, circumcursitare alacriter, omnia perimari, pervestigare, untersuchen / durchforschen – das so viel heisst / als hurtig hin und widerlauffen / alle Winckel aussuchen / kundschaften und erforschen / allermassen solches von denen gesaget wird / welche David ausgesandet / 2. Sam. 24. v. 28.

G. Ph. Harsdörffer, Der Grosse Schauplatz Lust- und Lehrreicher Geschichte [Vorrede]

Die Warnung des weisen Königs Salomo, die der Barockdichter in der Vorrede seiner Erzählensammlung zitiert, wurde für diese Untersuchung ernst genommen. Da es kein Ende nimmt mit dem Bücherschreiben und weil das viele Lesen, wie es in Kohelet weiter heißt, den Leib ermüdet, ist die vorliegende Untersuchung betont schmal gehalten. Und sie bemüht sich – allerdings in einer sehr profanen Weise – um die Umsetzung des Worts ‚kommen‘ gemäß der biblischen ‚Grundsprache‘: Sie untersucht, durchforscht, läuft hin und her, sucht alle Winkel aus, kundschaftet und erforscht. Gegenstand dieser Aktivitäten ist ein Sprachbild, das sicherlich nicht im Zentrum des allgemeinen Interesses liegt, aber doch eine nicht so ganz uninteressante Geschichte aufweist.

Einen ‚Streifzug‘ durch diese Geschichte, und das heißt die Geschichte eines Idioms, einer Rede, einer Metapher, einer Denkfigur und eines literarischen Topos zu unternehmen, die zumeist von einem Gestus der Hoffnungslosigkeit und Vergeblichkeit geprägt ist, klingt schon ein wenig trostlos und düster. Doch so finster ist das Tal gar nicht, das durchwandert werden soll. Und so bellizistisch, wie die militärische Bildlichkeit anzudeuten scheint, ist die Welt dieses posenhaft-heroisch anmutenden Sprachbildes auf das Ganze gesehen auch nicht. Der *verlorene Posten* ist, wie zu zeigen sein wird, oft genug vielmehr ein ‚großer Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichte‘, auf dem so manche Einsicht in literarhistorische, in diskursgeschichtliche sowie in mentale Entwicklungen und in die jeweilige geistige Situation der Zeit zu gewinnen ist.

Der Begriff kommt aus dem militärischen Wesen der frühen Neuzeit. Sprache und Literatur nehmen das Bild vom *verlorenen Posten* rasch auf und lassen den ge-

fährdeten Streiter dann in Reden, Predigten, satirischen Unterhaltungsschriften und anderswo in eigentlicher und uneigentlicher Weise auftreten, um ihm im 18. und vor allem im 19. Jahrhundert dann endlich einen festen Platz in ihrer Mitte anzubieten. Im 20. Jahrhundert gewinnt die Figur neue Felder in Philosophie und Publizistik, fällt zwischenzeitlich aber auch unter die politischen Räuber. Und dennoch: „Ein Posten ist vakant! – Die Wunden klaffen – / Der Eine fällt, die Andern rücken nach –“, wie es in einem Heine-Gedicht heißt (1991: 122). Der *verlorene Posten* hat letztlich auch diese Beschädigungen überlebt und in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sogar Neupositionierungen erproben können. Gelegentlich kommt ihm dabei immer noch ein größerer Stellenwert zu, wie in der poetologischen Rede der späten 1950er Jahre oder im literarischen Werk des einen oder anderen zeitgenössischen Autors. Ob die jüngste Wiederentdeckung der Metapher in der politischen Publizistik indes neue Wege gehen wird, ist noch nicht abzusehen, insgesamt aber wohl eher zweifelhaft. Sofern es keine alten sind, die beschriften werden, mag man mit Neugierde abwarten.

Die Rede von einem ‚Streifzug‘ deutet auf etwas eher Unsystematisches. Der Herumstreichende berührt dieses und jenes, ohne sich dauerhaft irgendwo niederzulassen oder auf etwas einzulassen. Von einer ‚strengen‘ Geschichte unterscheidet den vorliegenden ‚Streifzug‘ nicht nur der schmale Umfang der Untersuchung, sondern auch die ungezwungene Verbindung eines grundlegenden (literar-)historisch-genetischen Herangehens mit thematisch-systematischen Schwerpunktbildungen. Zu diesen Fokussierungen gehören auch die einleitenden Kapitel, die den medialen Gebrauch des Sprachbilds in der Gegenwart verfolgen, einen lexikalisch-historischen Exkurs bieten und einen Seitenblick auf den fachsprachlichen und literarischen Begriff des *verlorenen Haufens* werfen. Einen ‚Streifzug‘ durch die Geschichte zu unternehmen bedeutet, das exemplarische Prinzip aufzugreifen. Im Blickfeld stehen ausgesuchte Beispiele, wobei die Auswahl nicht nur der gründlichen Recherche, sondern oft auch dem Zufall der Lektüre geschuldet ist. Mehr zu behaupten, wäre vermessen. Ein ‚Streifzug‘ ist immer auch eine Liebhaberei, gelegentlich sogar eine schnurrige – das Vorgehen ist manchmal mehr das einer ‚Blütenlese‘ denn das eines wissenschaftlichen Traktats. Dem exemplarischen Prinzip korrespondiert ein bei allem wissenschaftlichen Anspruch und Interesse im Kern doch essayistischer Zugriff, dem es weniger um die erschöpfende philologische Einzelanalyse eines jeden Fundes, sondern mehr um den genetischen Zusammenhang und die dabei zu beobachtenden Transformationen des Sprachbildgebrauchs geht. Zugleich aber auch vice versa: Das intensiviertere Aufmerken und Hinweisen auf eine kleine sprachliche Ligatur im Insgesamt meist weit ausgreifender Texturen möchte für eine Form des genauen Lesens Partei ergreifen, die auch dem einzelnen Wort wieder Bedeutung gibt – jene Bedeutung, die ihm in literarischen Texten zukommt.

Die Fokussierung auf ein singuläres Sprachbild ist immer mit der Gefahr der Überbewertung des einzelnen kleinen Mosaiksteins in seinem meist deutlich größeren textuellen Zusammenhang verbunden. Thomas Mann brachte das sehr schön an einer Stelle seines voluminösen zeitkritischen Essays *Betrachtungen eines Unpolitischen* auf

den Punkt. Das Buch ist bekanntlich in weiten Teilen einer intensiven Nietzsche-Beschäftigung des Autors verpflichtet, die sich in seinen – häufig genug problematischen – Argumentationen allenthalben zeigt. Dass ihm diese Engführung selbst bewusst war, verrät eine kleine selbstironische Einlassung im hinteren Teil des Buches: „man verzeihe mir,“ schreibt Mann plötzlich unvermittelt, „daß ich überall nur Nietzsche sehe und nur ihn“ (Mann 1990d: 497). Die Einlassung ist jenseits aller inhaltlichen Begründung, die Mann in der Folge vornimmt, bezeichnend für solcherart Fokussierung, von der auch die vorliegende Untersuchung sicherlich nicht frei ist. Man verzeihe also, wenn diese Studie bei der Skizzierung von Werkzusammenhängen, die der Einordnung und Erläuterung des verwendeten Sprachbildes gelten, das Erkenntnisinteresse vielleicht allzu sehr reduziert und überall nur den *verlorenen Posten* sieht und nur ihn.

Die Präferenz für genetische Zusammenhänge und das Interesse an ihnen gestattet der vorliegenden Untersuchung ein gewisses nonchalantes Desinteresse an wissenschaftstheoretischen und anderen Moden des Forschungsbetriebs. In Teilen ist diese kleine Geschichte eines Idioms, einer Rede, einer Metapher, einer Denkfigur und eines literarischen Topos etwas, was vor Zeiten einmal als Motivgeschichte gehandelt wurde – und ist damit heute schrecklich unmodern. Das darf sie auch sein. Zum Ausgleich bietet sie in anderen Teilen etwas, was man Diskursgeschichte nennen kann – oder auch anders. Sie zeigt, wie ein Sprachbild in literarischen Traditionslinien oder, ganz anders, in politisch-publizistischen Diskurszusammenhängen zum Tragen gebracht wird – und wie differenziert und different das als Ganzes scheinbar so Eindeutige ist, wenn es als einzelner Sprachbild-Fund neben andere Zeugnisse gestellt wird.

Was hier simplifizierend ein Sprachbild genannt wird, ist in unterschiedlichen Kontexten und Gebrauchszusammenhängen ein fachsprachlicher Terminus, eine idiomatische Redensart, eine – grell-blutige oder blasse – Metapher in Rede oder Literatur, eine ideologisch zunehmend eingeengte Denkfigur in der philosophischen und populärphilosophischen sowie vor allem in der politischen Publizistik und nicht zuletzt ein auf die jeweils gegenwärtigen Zeitumstände bezogener literarischer Topos im Einzelwerk eines Schriftstellers oder im Diskurs eines literarhistorisch bestimmaren Abschnitts. Im konkreten Gebrauch changiert die Zuordnung jedoch häufig genug. Aber vielleicht ist es gerade dieses Changieren, das den *verlorenen Posten* als Sprachbild interessant macht. Doch dies zu beschreiben, gehört nicht mehr zu den Aufgaben eines einführenden Vorworts, sondern wird in den nachfolgenden Kapiteln zu rechtfertigen sein.

Die Rede vom *verlorenen Posten* ist durch die Geschichte und vor allem die zeitweise Ideologisierung dieses Sprachbildes in einer Weise geprägt, die einen unbefangenen sprachlichen Umgang sicher behindern. Wegweisend mag in diesem Zusammenhang eine fernöstliche Weisheit sein, die in ihrer Offenheit nicht zuletzt die adaptive und damit auch verändernde Wirkung der Literatur beschreiben kann: 연꽃은 진흙탕에서 자라지만 진흙에 물들지 않는다. – ‚Obwohl sie sich von Schlammwasser nährt, bleiben die Blüten der Seerose rein.‘ So ist es wohl auch mit dem *verlorenen*

Posten, seiner militärischen Bildlichkeit, der oft leeren Pathetik und posenhaften Heroik, den Momenten der Vergeblichkeit und Hoffnungslosigkeit, der Erwartung der Katastrophe und anderem mehr – in der Literatur gewinnen sie Bildkraft, werden sie zu Seerosen, manchmal wenigstens.

Landau in der Südpfalz, im Herbst 2012

L.B.